

Betrachtungen über Goethes Leben

Wer kennt nicht das Wohlgefühl, wenn man aus dem Gewühl der Städte, aus ihrer lärmenden Tätigkeit und ihren oft so betrübenden Kontrasten hinweg auf freie Höhen steigen kann, wo reine Luft weht, wo nur die großen Stimmen der Natur zu uns reden, wo das Kleinliche, Unreine, Verworrene der Welt unten verschwindet und die Seele sich in das kristallhelle Blau des Aethers wie in ein reinigendes Bad versenkt. Solch ein Wohlgefühl überkommt uns auch, wenn wir aus dem übervollen Gebiet der modernen Literatur mit ihrem ruhelosen Suchen nach neuen packenden Situationen, nach Effekten oft unsauberer Art, mit ihrem Wortschwall der Gedankenleere und ihrer Tragik, die nicht ergreift — uns auf einen jener Gipfel flüchten, wo die wahrhaft Großen, die Geistes schöpfer, im Lichte ihrer Unsterblichkeit weilen. Mit ihnen, die fertig sind mit dem Kampf des Lebens, die nun, frei von den Mängeln der Endlichkeit, in ihrer geistigen Hoheit vor uns stehen und uns in goldenen Schalen die Früchte ewiger Poesie und Weisheit reichen, betreten wir die „Gefilde hoher Ahnen“ und wandeln selig an der Hand solcher Führer im Elysium, wo reine Geistesluft uns umweht. —

Wann aber überkommt uns dieses Wohlgefühl mächtiger, als wenn wir uns einmal wieder ganz und ungeteilt in die Beschäftigung mit Goethe versenken?

Ich war noch ein kleines Kind, als ich oft von meiner Mutter und in dem Kreis geistvoller Menschen, der sie umgab, einen Namen mit so viel Bewunderung, Liebe und Verehrung nennen hörte, daß mein kindlicher Sinn in dem Genannten ein Wesen höherer Art ahnte und daß mich ein Gefühl tiefster Ehrfurcht erfüllte, so oft dieser Name mein Ohr traf. Es war der Name G o e t h e.

Als ich heranwuchs, sprach mir meine Mutter von diesem wunderbaren Mann, sagte, er sei der größte Dichter Deutschlands und versprach mir, mich mit seinen Werken bekanntzu-

machen, wenn ich dafür reif geworden sein würde. In Erwartung solcher Offenbarungen bildete sich ein Kult in meinem Herzen für diesen Gottbegnadeten und meine von früh auf tätige Phantasie spann sich in einen Morgentraum hinein, der meine Kindheit viele Jahre hindurch begleitete. Wenn erwachsen, so dachte ich mir aus, würde ich nach Italien reisen, das gleichfalls von meiner Phantasie früh Besitz genommen hatte, und, zurückkehrend, nach Weimar gehen, zu Goethes Füßen sitzen und ihm zuhören. So fest hatte sich dieser Traum bei mir eingenistet, daß ich es wie ein mir persönlich zugefügtes Unrecht empfand, als ich plötzlich hörte, dieser Unsterbliche sei gestorben. Ebenso jedoch, wie der Traum mein Geheimnis geblieben war, blieb es auch der Schmerz, der sich lange nicht in mir beruhigen wollte und noch jetzt, in meinem hohen Alter, kann ich es dem Schicksal nicht vergeben, daß es meine frühe Jugend, wie es doch möglich gewesen wäre, nicht in die Nähe Goethes versetzt hatte, so daß der Eindruck seiner Persönlichkeit mich mein ganzes Leben hindurch begleitet hätte.

Wie es uns aber in jüngeren Jahren zu gehen pflegt, daß wir von einer schrankenlos verehrten Persönlichkeit alles in gläubiger Begeisterung hinnehmen und, weil wir uns im Innersten davon berührt und daran wachsen fühlen, kaum nach dem Werdeprozeß in jener Erscheinung fragen, die bereits als ein Ganzes, Vollendetes vor uns steht — so geht es uns auch mit dem Genius. Glücklich in dem Besitz des Reichthums, den er über uns ausschüttet, glauben wir ihn jedesmal ganz erfaßt, ganz verstanden zu haben. Erst, wenn wir selbst geworden sind, was wir zu werden bestimmt waren, wenn sich aus dem dunkeln Werdedrang das klare Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit herausgehoben hat, lernen wir den Geist wieder neu verstehen, dessen schöpferische Gewalt uns schon so häufig hingerissen hatte. Das ist die Universalität des großen Genies, daß es hineinleuchtet in die tiefsten Tiefen und die weitesten Weiten des Daseins und uns die Allseitigkeit der Welt in immer neuen Weisen erkennen läßt. Bei keinem andern ist dies so der Fall wie bei Goethe und es kommt bei ihm hinzu,

daß er eine fortwährende Wiedergeburt feiert durch die schönen Bemühungen der im Sinne der Erbin des Goethearchivs wirkenden Schar, die den reichen Schatz des Nachlasses in treuer Sorge sichtet und dem Publikum zugänglich macht. So steht nun die Gestalt des Dichters, des Künstlers, des Denkers und Forschers, des Weisen, des Menschen endlich, in einem Gesamtbild vor uns, wie man es sich nicht vollkommener denken kann; eine Individualität, deren Werden wir Schritt für Schritt nachfolgen können, wie sie sich mit prometheischem Trotz aus den Fesseln der Verhältnisse losreißt, mit dem Ungestüm des Dranges nach Erkenntnis hinabsteigt zu den Tiefen der Urphänomene, zu den „Mütern“, den ewigen Ideen, wie sie endlich zu der plastischen Klarheit und harmonischen Ruhe der antiken Welt gelangt und in rein menschlich fühlender, freundlich versöhnter, das Erhabenste ahnender Fassung endet.

So, selbst schon auf jenem Gipfel stehend, wo man das Leben in seiner ganzen Breite überschaut und seinen wahren Sinn erkannt hat, liest man, es wie ein Kunstwerk genießend, einmal wieder „Dichtung und Wahrheit“ durch. Ganz rührend fällt einem da die bescheidene Mäßigung auf, mit welcher der gereifte Mann, den Anerkennung und Ruhm umgibt, seine Jugendgestalt für uns hinzeichnet, mit ihrem rastlosen Streben, aber auch mit ihren Mängeln und Schwächen. Nur zart, in kurzen Worten, aber rein, wahr und demütig, sagt er, als er nach der Studienzeit in Straßburg sich wieder in Frankfurt befand: „Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Elvigo und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reinigen Betrachtungen gewesen sein.“

Eine reine gesunde Natur wie die Goethes konnte aber nicht bei selbstquälerischem Grübeln stehen bleiben. Sie mußte sich immer wieder befreien um eines Höheren willen, das in

ihr verborgen lag und nach Erscheinung verlangte. Während die deutsche Jugend, von englischer Literatur beeinflusst, dem selbstquälerischen Hang nachgab, der zum Selbstmord führte, schrieb Goethe den Werther und wurde frei. Merkwürdig ist es, welch lebhafter Anteil ihn mit der geistig so angeregten, nach allen Richtungen hin strebenden deutschen Jugend jener Zeit verband. Die Schilderung dieser Entwicklung im deutschen Geistesleben in „Dichtung und Wahrheit“ ist ausnehmend interessant. Welch ein geistiges Gären war da in der Jugend, vielleicht als Frucht des langen Friedens, ein schlagender Gegenbeweis gegen die so oft aufgestellte Behauptung, daß der Krieg die Geister wecke und in edler Weise belebe. Wie sehr aber schon damals der Jüngling Goethe hervorragend und von hinreißendem Zauber der Persönlichkeit gewesen sein muß, bezeugt die Aufmerksamkeit und freundschaftliche Zuneigung, die ihm schon gereifere bedeutende Männer der Zeit widmeten und wie gerne sie ihm den heiteren Übermut der Jugend verziehen, der sich unter anderem in der uns jetzt sonderbar erscheinenden Lust kundgab, einer neuen Bekanntschaft in einer Art Verkleidung entgegenzugehen und sie erst durch allmähliche Offenbarung seines eigentlichen Wesens zu überraschen. Daß jedoch neben dem Scherz sein Zusammensein mit solchen bedeutenden Menschen ernst und tief eingreifend in seine Entwicklung war, geht besonders aus seinem Zusammentreffen mit Lavater und Basedow, der herrlichen Rheinreise mit diesen und dem Entgegenkommen der Gebrüder Jacobi hervor. Wenn die beiden ersten der genannten Männer durch die auffallenden Kontraste ihres Wesens die humoristische Seite in dem Jüngling anregten und in den Ernst der Beziehung den heiteren Spott mischten von dem „Prophete rechts, Prophete links“, so tat die rasch entstandene innige Beziehung zu Fritz Jacobi den ganzen Reichtum seines Gefühlslebens, all des Guten und Liebevollen, das in seinem Gemüt lag, kund. Es ist dies eine Seite von Goethes Wesen, die, wie mir scheint, viel zu wenig von den Unzähligen, die über ihn und von ihm schreiben, beachtet wird und die doch

voll betont und gewürdigt neben seinem geistigen Charakterbild stehen sollte, um es zu vollenden. In jenem Geist- und Gemütsbündnis mit Jacobi kam vorzüglich die Richtung auf das Unerforschliche, Metaphysische, zur Sprache, das auch Goethes Gemüt schon früh bewegt hatte und wofür er zuerst in Spinoza die richtige, ihm entsprechende Leitung gefunden zu haben meinte. Was ihn besonders an diesen fesselte, das war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Wort hervorging; ganz besonders mußte er dem Satze nachdenken: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe.“ — Uneigennützig in allem zu sein, besonders in Liebe und Freundschaft, war auch seine höchste Lust, der Grundsatz seiner Handlungsweise und dem entsprang ganz naturgemäß das ultra-unabhängige Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ — Während er sich aber mit Jacobi in eine rein geistige und gemüthvolle Sphäre erhob, konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß Lavater und Basedom ihre reichen geistigen, ja geistlichen Mittel auch zu irdischen Zwecken verwendeten. Er fand es natürlich, daß der vorzügliche Mensch das Göttliche, das in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. „Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr gleichstellen; hierdurch kommt er aber in Gefahr, jene hohen Vorzüge zu schädigen, ja sie schließlich zu verlieren. Das Himmlische, Ewige, wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.“ — Die Betrachtungen hierüber, die er, wie es seine Art in allem war, bis aufs äußerste verfolgte, gaben ihm den Gedanken ein, den Vorwurf dramatisch zu behandeln, und als er in der Geschichte nach einem diesen Gedankengang veranschaulichenden Gegenstand suchte, wählte er den Mahomet, dessen Leben er kurz zuvor eingehend studiert hatte. Der Plan zu diesem Stück wurde vollkommen ausgearbeitet und wir können es nur tief beklagen, daß es nicht zustande kam. Es wäre schon der Wichtigkeit des Grundgedankens wegen ein Schatz für die deutsche Literatur und ein prachtvolles Gegenstück zum Götz von Berlichingen

geworden, diesem Urbild des wahrhaftigen deutschen Mannes, der, frei und ehrlich, sich tapfer gegen pfäffische Tücke und Arglist wehrt. — Das Bild des Orientalen, eben zu jener Schuld, das Höhere dem Niedrigen zu opfern, fortgerissen und dann seine Erhebung aus diesem sittlichen Fall, hätte sich dem andern bedeutungsvoll gegenübergestellt.

Mehr wie je befestigte sich in dem Jüngling Goethe die Überzeugung, daß der Mensch schließlich immer auf sich selbst zurückgewiesen wird, wie sehr auch Verhältnisse, Eltern, Freunde, Verwandte für ihn teilnehmend und helfend bemüht sein mögen. Schon oft hatte er erfahren, daß in schweren Augenblicken er es in sich rufen hörte: „Arzt, hilf dir selber“. Er suchte nach der Basis für diese Selbstständigkeit und fand sie entschieden in seinem produktiven Talent, das unausgesetzt in ihm tätig war, ja sogar in seinen Träumen regelmäßig bildend hervortrat. Je mehr er über diese Naturgabe nachdachte, die ihm ganz eigen angehörte, durch nichts von außen begünstigt oder gehindert wurde, desto mehr stieg ihm der Gedanke auf, darauf seine ganze Existenz zu gründen. Daß dies die Stimme seines Genius war, die ihn gebieterisch auf seine Bahn wies, wer möchte es verkennen? Wie aber oft in den entscheidenden Lebensepochen das Schicksal in Gestalt des Dämonischen herantritt, um durch zwei mit gleicher Gewalt anziehende, sich entgegengesetzte Wege uns gleichsam infolge unserer Wahl die Illusion zu geben, als seien wir die Herren unseres Geschickes, so geschah es auch bei Goethe.

Der Augenblick kam, der eigentlich über sein ganzes Leben entschied. Noch so jung, durch seine außerordentlichen Schöpfungen schon mit Ruhm umstrahlt, wurde er aufgesucht und zwar nicht nur von literarischen Größeren und Kleineren, sondern auch von aristokratischen, ja fürstlichen Personen und, wie bekannt, vor allem von dem jungen Herzog von Weimar, der, von seiner Verheiratung zurückkehrend, ihn bestimmt einlud, nach Weimar zu kommen und zwar gleich, mit einem neuen Wagen, den ein Kavaliere von Straßburg her über Frankfurt nach Weimar führen sollte. Die Einladung lockte Goethe

mächtig, denn unter dem Schutz der geistvollen Herzogin Amalie entwickelte sich dort ein bedeutendes geistiges Leben.

Dieser Anziehung gegenüber stand die Abneigung seines Vaters gegen die Annäherung an das fürstliche Element, dessen Aufrichtigkeit dieser in seinem stolzen Bürgersinn nicht traute, während er das Glück, welches das Talent seines Sohnes und dessen wachsender Ruhm ihm gewährte, durch die Vereitung einer sicheren Lebensstellung auf alle Weise zu fördern strebte. Jener Reise stellte er die Aufforderung zu einer Reise nach Italien entgegen, das er selbst einst mit Entzücken durchreist hatte und von dessen Einfluß er Großes für des Sohnes künstlerische Entwicklung hoffte. Goethe selbst fühlte, daß er nach der einen oder anderen Seite von Frankfurt fort müsse, um aus dem Konflikt seines Gemütslebens herauszukommen, in den ihn die ihm als notwendig aufgedrungene Trennung von Lili brachte. Ihn zog es mehr nach Weimar; aber der versprochene Wagen und der Begleiter blieben aus und des Vaters Ansicht, daß alles nur ein böser Scherz von seiten des Hofes gewesen, gewann die Oberhand. Er reiste ab, verweilte aber noch in Heidelberg, wo die geschäftige Vermittlerin und Freundin, die ihn zuvor entscheidend mit Lili zusammengeführt, nun mit neuen Plänen hervortrat, bis er endlich entschieden alles abbrach, um die Reise nach Italien anzutreten. Da ließ sich in der Nacht ein Posthorn hören; ein reitender Bote kam von Frankfurt mit der Aufforderung des nun angelangten Kavaliers, eilig zurückzukehren und ihm nach Weimar zu folgen.

Selten hat das Dämonische so sichtbar in ein Leben eingegriffen wie hier. Als ich es jetzt wieder las, durchzuckte mich der Ton dieses Posthorns förmlich schmerzlich und ich dachte: Hättest du doch erst die nächste Nacht geblasen! — Der verständige, etwas nüchterne Vater hatte sicher diesmal recht. Goethes Genius wies ihn nach Italien, noch nie hatte ich es so begriffen wie jetzt. In der hoch wogenden Fülle seiner Begabung, nach den Schöpfungen des Götz, Werther,

Egmont (der im Werden war), aus dem Gewirre der Leidenschaften und der stürmischen Schwankungen der Lebensauffassungen heraus, hätte er in das Reich allmächtiger Schönheit hineingemußt, nach der sein Geist sich sehnte, wie er es, als die späte Erfüllung kam, sagte: „Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Innere erfüllte, war Italien.“ — Er, dem die Natur alles war, welche Begeisterung hätte er dort am reinen Quell getrunken, welche Fülle der Werke der Menschheit geschenkt! Wenn schon das späte Erreichen dieses Zieles, nachdem so viele Zeit in fernab liegenden Aufgaben verstrichen war, ihm eine wahre Wiedergeburt bereitere und den Quell der Dichtung neu strömen ließ, was wäre geworden, hätte er damals schon dem Rufe seines Genius gefolgt und wäre in der herrlichen Freiheit seiner Schöpferkraft uneingeschränkt geblieben! Er hätte nicht so viele verschiedene Gebiete des geistigen und praktischen Lebens betreten, dem Musenhof in Weimar hätte sein glänzendstes Juwel gefehlt, er wäre nicht „Geheimerat von Goethe“ geworden, ja, er hätte vielleicht nicht einmal wissenschaftlichen Forschungen so viel Zeit gewidmet, aber er wäre ausschließlich der Götterjüngling geblieben, als der er geschaffen war, und von „Apollos goldenen Saiten“ hätte uns noch viel mehr zauberischer Klang entzückt und den unerschöpflichen Grund unseres deutschen literarischen Reichthums gebildet, wie Shakespeares Werke es in England tun.

Doch wie es mit den antiken Drakeln ging, daß der Mensch in seiner Kurzsichtigkeit den Doppelsinn falsch verstand und gerade den Weg ging, den er hätte meiden sollen, so geschah es auch hier. Goethe ging nach Weimar, angelockt von den freundlichen Wünschen des jungen Fürstenpaares, von der Anwesenheit bedeutender Menschen, von dem geistigen Leben, das sich dort entwickelte. Wie seine Erscheinung gleich allmächtig erobernd wirkte, verkündet ein Gedicht Wielands, das voll von der Begeisterung ist, die der jüngere Dichter in dem älteren erweckte. Der Anfang lautet:

„Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher!“

Der Zauber ergriff alle, die edle Herzogin Amalie, den jungen Herzog, der ihn wie einen teuren Freund behandelte, vor allem aber die, deren Liebe das größte, tiefste, dauerndste Gefühl seines Lebens wurde, Charlotte von Stein.

Wie oft hat man in dem leider allzu mächtigen Trieb der Menschen, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen“, mit spöttischen Bemerkungen, ja oft mit philisterhaft scharfer Kritik die vielen Herzensbeziehungen Goethes zu weiblichen Wesen besprochen. (Hierin sind besonders die Franzosen tätig gewesen. Nach dem schönen Buch von Bielschowsky über Goethe, brachte die vielgelesene „revue bleue“ einen Artikel voll beißenden Spottes und voller Ironie.) Nichts aber kann ungerechter und verständnisloser sein. Was war natürlicher, als daß seine überreich begabte, von Leidenschaft und Lebensdrang stürmisch bewegte Natur vom Anblick holden Jugendreizes und lebenswürdiger Sitte erregt und angezogen wurde, ja, daß es ihn fortriß, alsbald ein festes Band knüpfen zu wollen. Nie aber hat er unedel gehandelt. Schon bei der ersten leidenschaftlichen Neigung, die ihn im Anfang seiner Studien in Leipzig an Râthchen Schönkopf band, war nicht er es, der die Verbindung löste, sondern das verständige Mädchen, das, etwas älter als er, die Hindernisse, die einem festen Bund im Wege standen, begriff und eine Ehe mit einem anderen Manne einging; aber der Schmerz über ihren Verlust ließ eine tiefe Spur in Goethes Herzen.

In der brausenden Lebensfülle seiner zweiundzwanzig Jahre, in der poetisch-idyllischen Umgebung Sesenheims, konnte es nicht fehlen, daß die liebliche, jugendreine Erscheinung Friederikens ihn mit unwiderstehlichem Zauber fesselte, und wie konnte man den Stab über ihn brechen, weil er sich dem Glück dieses Liebeslebens hingab? Doch das tragische

Element, das den Armen mit den zwingenden Gewalten der Persönlichkeit ins Leben setzt und ihn dann schuldig werden läßt, fehlte auch hier nicht. Etwas Höheres als der jugendliche Liebestraum forderte sein Recht: der Genius, der in ihm war und seine volle Erscheinung im Leben beanspruchte. Der ließ es nicht zu, daß der Jüngling, den er sich erkoren, sich jetzt schon die Fesseln enger, bürgerlicher Verhältnisse anlege. Wenn er dabei ein schönes Herz tief schmerzlich verwundete und zu langem Leid verurteilte, so litt er selbst an dieser unfreiwilligen Verschuldung tiefer und länger, als die Welt es glaubt. Erst nach vielen Jahren, als er mit dem Herzog von Weimar eine Reise in die Schweiz und das Elsaß machte und es ihn trieb, nach Sessenheim zu gehen, empfing er durch die edle Seele Friederikens die Entsühnung, die sein Gemüt von dem Druck des Schuldbewußtseins befreite. Wie ihr Bild aber immer lieblicher und verklärter in ihm fortlebte, zeigt uns mehr als eine seiner poetischen Schöpfungen, bis hinauf zu der Glorie, die es am Schluß des zweiten Theils von Faust umstrahlt. —

Noch fester, weil es bis zum wirklichen Verlöbniß kam, war sein Verhältnis zu Lili und noch schmerzlicher war von seiner Seite das Losreißen von ihr. Ja, er hätte es vielleicht nicht vermocht, wären nicht ungleiche Verhältnisse und Mittelspersonen dazwischen gekommen, die an der Trennung arbeiteten, bis endlich die Einladung des Herzogs von Weimar die Sache zum Abschluß brachte. Aber auch hier blieb, und noch mehr wie bei Friederike, ein langes, schmerzlich reuiges Gefühl nach, das in vielen seiner Schöpfungen durchklingt, bis endlich auf jener Reise er auch Lili wieder sah und auch von ihr, der inzwischen Verheirateten, im reinsten Begegnen die Versöhnung mit der Vergangenheit empfing.

In Weimar trat nun Charlotte von Stein in sein Leben. Sie muß einen großen Zauber edelster Weiblichkeit besessen haben, da sie es vermochte, den Dichter — obgleich sieben Jahre älter als er, nicht schön, kränklich und durch eine wenig glückliche Ehe in sich zurückgezogen und verschüchtert — zehn

volle Jahre ausschließlich in immer reinerer, sich steigernder Neigung zu fesseln. In ihr fand Goethe, was er je von idealer Liebe geträumt hatte und in der Zauberwelt von Poesie und Geist, die durch ihn um sie aufblühte, erhob sich auch ihre edle Natur zu neuer Entfaltung. Wenn man den reichen Schatz der an sie gerichteten Briefe und Billetts liest, so kann man sie wohl glücklich preisen, ja sie beneiden, so von einem solchen Menschen geliebt worden zu sein. Aber auch ihm war eine ähnliche verständnisvolle, von feinsten, edelster Gesinnung durchwehte Lebensgemeinschaft noch nicht zuteil geworden. Charlotte wurde die Vertraute seines ganzen geistigen Seins und ihre Liebe half ihm über das viele Störende und ihn Mißmutigmachende seiner Stellung in Weimar hinweg. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er ihr den treuesten, hingebendsten Kultus widmete. Wäre sie fähig gewesen, im entscheidenden Augenblick ganz groß zu sein, den aus Italien geistig und physisch wie neugeborenen Wiederkehrenden ohne Gereiztheit und Empfindlichkeit in der reinen Grazie höchster, entsagender Liebe zu empfangen, selbst zu helfen, ihm das Wohlgefühl häuslichen Behagens zu bereiten, ja die, welche es ihm bereiten sollte, um seinetwillen unter ihren Schutz zu nehmen und für ihn zu erziehen — so wäre ihr Verhältnis zu Goethe das schönste, erhabenste Beispiel von Seelengemeinschaft geblieben, das sich denken läßt. Da jedoch nahm die kleine Seite der meisten Frauennaturen die Oberhand und warf einen tiefen Schatten auf ihr Leben und auf das Goethes.

Wenn aber in diesen ersten zehn Jahren seines Weimarer Lebens die Liebe zu Charlotte der Stern blieb, der über seinem Dasein leuchtete, so waren sie doch auch anderen Einflüssen und rastloser Tätigkeit geweiht. Vor allem war es ihm angelegen, bildend und erziehend auf den so viel jüngeren Herzog zu wirken und dessen reich begabte, aber nach vielen Richtungen hin zerstreut strebende Natur zu harmonischer Entfaltung zu führen. Obgleich er dessen wildes, ausgelassenes Jugendleben teilte, so war er doch stets bemüht, über ihm zu wachen und die unbändigen Triebe maßvoll einzuschränken,

wie er ihm im Gedicht „Ilmenau“ die Worte zuruft: „Wer andere wohl zu leiten strebt, muß fähig sein, viel zu entbehren,“ was er als die oberste Regel der Tätigkeit eines Herrschers ansah. Außer dem Verhältnis zum Herzog aber war es die ihm durch das Vertrauen desselben zugewiesene Stellung, die seine ganze aufopfernde Hingabe in Anspruch nahm. Mit dem vollen und gerechten Egoismus des Deutschen gegenüber seinem größten Dichter können wir ein tiefes, schmerzliches Bedauern nicht unterdrücken, daß diese Jahre seiner feurigsten Kraft nicht ausschließlich der Bereicherung des literarischen nationalen Schatzes gehörten, sondern sich auf die Ordnung der beschränkten Verhältnisse eines kleinen Staates bezogen; aber man muß dabei anerkennen, daß es für den Menschen Goethe eine bewundernswerte Zeit war. Er entfaltete während derselben eine solche Vielseitigkeit der Einsicht, ein so gewissenhaftes Eingehen in die Einzelheiten der Verwaltung, ein so humanes Bestreben, den Armen und Unterdrückten zu helfen, einen so großartig umfassenden politischen Blick, eine so selbstlose Hingabe an seine Arbeit und ein so strenges Pflichtgefühl, daß man auch dies als eine Seite der Vollendung seiner wunderbaren Persönlichkeit betrachten und würdigen muß.

Endlich aber mußte die aufopfernde Treue, mit der er sich den Amtsgeschäften widmete, eine Art von Abschluß finden, als er sah, wie sehr Mittel und Verhältnisse sich ihm hindernd entgegenstellten, um seine hochgesteckten politischen und sozialen Ziele zu erreichen. Sein Beruf zehrte ihn auf, auch seine Gesundheit litt dabei; er wurde immer schweigsamer und zog sich in die Einsamkeit zurück, so daß seine Freunde darüber klagten und Nachrichten darüber zu seiner Mutter nach Frankfurt drangen. Sie schrieb besorgt und er antwortete beruhigend, indem er sagte: „Daß man von ernsthaften Sachen ernst wird, ist natürlich; besonders, wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will.“ Und zum Schluß: „Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie sich an meinem Dasein jetzt, wenn ich auch vor

Ihnen aus der Welt gehen sollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe.“ —

Dieser Brief von dem erst vierunddreißigjährigen Mann deutet allerdings auf eine tiefe Verstimmung des Gemüths. Dazu kam, daß seine Liebe zu Charlotte, die ihn bisher als ein reiner Trost über alles Bedrückende erhoben hatte, in ihrer edlen, geistigen Freiheit beschränkt wurde, weil Herr von Stein der Verpflichtung, an der Hofstafel zu essen (Goethe selbst hatte die Aufhebung derselben aus Gründen der Sparsamkeit in den Hofausgaben bewirkt), entbunden wurde und nun anfang, ein viel häuslicheres Leben zu führen, wodurch es Goethe schmerzlich klar wurde, wie unhaltbar das Verhältnis sei, da er die Geliebte nie besitzen konnte. In seiner Seele ertönte immer mächtiger die Stimme des Genius und rief ihn zu den höheren Aufgaben seines Lebens. Er erlebte unter dem Druck dieser sich bekämpfenden Elemente eine zweite, noch heftigere Wertherkrisis als die erste; in bitterem Unmut schrieb er im Juni 1786: „Ich finde, daß der Verfasser (des Werther) übel getan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.“ Immer strenger mahnte ihn die innere Stimme daran, was sein wahrer Beruf sei. Als er wieder ein Kapitel in Wilhelm Meister beendet hatte, schrieb er: „Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Wie viel wohler wär mirs, wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!“

Als nun endlich der Augenblick gekommen war, als das innere Gebot die äußeren Hindernisse überwand, als er geradezu entfloh, ohne den Herzog und Frau von Stein, mit denen er in Karlsbad zusammengewesen war, von seinem Entschluß in Kenntniss zu setzen, wie fühlte er sich glücklich und befreit! Seine ersten Reiseindrücke in Form eines Tagebuches schickte er an Charlotte. Sie geben seine Stimmungen viel

unmittelbarer und reiner wieder als die später überarbeitete römische Reise, so daß sie einen besonders lebenswürdigen Reiz haben. Man fühlt es mit ihm, wie er sich, von allem seinem Wesen Fremden entladen, im reinen Genuß von Natur und Kunst gesund will baden. Dabei aber tönt immer die treue, zärtliche Neigung für die geliebte Frau hindurch, weckt den sehnsüchtigen Wunsch auf, wieder bei ihr zu sein und malt ihm für die Zukunft stets nur das eine Bild vor, mit ihr und ihrem Sohn Fritz, dem er ein väterlicher Erzieher war, vereint das Leben zu beschließen. Merkwürdig ist es, wie im Anfang der Reise das wissenschaftliche Interesse die Oberhand behält über das künstlerische. Wo ein Künstler zunächst in den Gebirgen, durch die sein Weg ging, die Formen, Linien und Farben bemerkt und beschrieben hätte, forscht er nach der Art des Gesteins, nimmt wissenschaftliche Untersuchungen vor und belädt sich mit Mineralien aller Art. Man könnte aber fast sagen, es ist das auch ein Zug seines künstlerischen Genius, der das Geheimnis des schöpferischen Werdens auf allen Gebieten der Natur zu ergründen suchte, um das universelle Gesetz, das dem erscheinenden Bilde zugrunde liegt, zu erfassen. Welch einen schöneren Beleg hierfür gibt es als die „Metamorphose der Pflanzen“? Und wie er bald am Anfang der Reise an Charlotte schreibt: „Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun so leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchste, reinste Punkt des Wahren ist.“ Und ferner an dieselbe: „Die Revolution, die in mir vorgeht und die ich voraussah, ist die, die in jedem Künstler entsteht, der lang der Natur treu gewesen und nun die Überbleibsel des alten großen Geists erblickt; die Seele quoll auf, er fühlte eine innere Art von Verklärung sein selbst, ein Gefühl von freierem Leben, höherer Existenz, Leichtigkeit und Grazie.“

Und wie drückt sich dieses tiefe Einssein von Natur und Kunst, von dem allumfassenden Forscherblick für jede Einzelheit des Weltganzen und der künstlerischen Vollendung des Bildners schöner und erhabener aus als in dem unvergleich-

lichen Sonett: „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen“ usw. Dieses Sonett sollte jedem Jüngling als höchster Wegweiser, als Summe edelster Lebensweisheit mit auf den Weg gegeben werden, wenn die Lehrjahre beginnen.

Vergebens werden ungebund'ne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
„Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

Ich rezitierte es einmal, durch die Wendung des Gesprächs veranlaßt, als wir auf dem Landsitz Minghettis hoch oben in den Apenninen zusammen waren. Frau Minghetti, nicht ganz der deutschen Sprache mächtig, begriff doch den Sinn und war davon so entzückt, daß sie ihren Mann bat, es ihr metrisch zu übersetzen. Er begab sich alsbald daran und machte eine sehr schöne Übersetzung, da er das Deutsche zwar nicht geläufig sprach, es aber vollkommen verstand. Die Übersetzung ist nie in die Öffentlichkeit gekommen.

Was Italien für Goethe wurde, ist allbekannt; weniger ist es das, was Goethe für Italien, wenigstens für den Kreis dort lebender deutscher Künstler wurde und wie sich da auch wieder die gütige, liebevolle Seite seiner Natur besonders zeigte. Nicht nur, daß er ihnen Freund, Führer, Ratgeber wurde, auch materiell kam er den meist armen jungen Leuten zu Hilfe. Er verschaffte ihnen Aufträge und blieb auch nach seiner Rückkehr nach Weimar für sie tätig und mit Unterstützung aus eigenen Mitteln, obgleich diese keineswegs glänzend waren, allezeit bereit. Man schämt sich fast, wenn man bedenkt, wie Männer in hohen Staatsämtern oder Schriftsteller von so großem Ruf heutzutage bezahlt werden und sieht, wie gering, wenigstens bis zu einer sehr vorgerückten Epoche, seine Einnahmen waren. Rührende Beweise seines freundlichen Erinnerns und seiner Fürsorge für die zurückgelassenen Freunde und Schützlinge finden wir in der zu einem Band vereinigten Korrespondenz zwischen diesen und ihm.

Daß Goethe nicht länger in Italien bleiben konnte, ist abermals eine zum tiefsten Bedauern auffordernde Fügung des Schicksals. Auf der Höhe seiner Manneskraft angelangt, in der Fülle von Wissen und Erkenntnis, die ihm zuströmte, in dem Alleinsein mit seinem Genius, dem er, nun nicht mehr durch Amtspflichten und geselligen Zwang gehindert, jetzt selig schaffend und genießend hingegeben war, hätte er Jahre zubringen müssen. Nicht sollen die Vorteile seiner Stellung in Weimar, das Angenehme der freundlichen Beziehungen zu der fürstlichen Familie, das Anregende und Bildende der geistigen Mitte, in der er dort lebte, verkannt werden. Aber was die geistige Freiheit, in der er sich in Italien fühlte, für unschätzbare Frucht getragen hätte, können wir an der ermessen, die sie trug. Die tausenderlei zerstreuen Beschäftigungen, die ihn in Weimar wieder in Anspruch nahmen, ja auch selbst die allzu viel Zeit raubenden wissenschaftlichen Forschungen, die doch teilweise kein seinem Genius entsprechendes Resultat lieferten, endlich selbst eine Anzahl kleinerer, durch die äußeren Verhältnisse hervorgerufener Produktionen wären weggefallen. Was aber das sich ihm immer vollkommener enthüllende Geheimnis wahrer Kunst noch Unsterbliches in ihm gezeitigt hätte, wer möchte ohne schmerzliche Empfindung an den ungeheuren Verlust denken! Wie tief und leidenvoll er das selbst nach seiner Rückkehr in die nordische Nebelheimat empfand, hat er ja mehr als einmal ausgesprochen. Es war immer Faust, der Helena suchte, mit der vermählt er erst seine Vollendung erreichen konnte.

Die nach seiner Rückkehr nach Weimar erfolgte völlige Auflösung seines Verhältnisses zu Charlotte mußte die Mißstimmung erhöhen, in die ihn sein Abschied von Italien versetzt hatte. Er, der als ein gleichsam wiedergeborener, zum vollen Lebensgenuß nach allen Seiten hin erwachter Mensch zurückkehrte, fand bei der sehr gealterten, durch allerlei trübe Sorgen verstimmtten Freundin nur Gereiztheit, Kälte und Groll. Wie schon früher gesagt, wäre sie groß genug gewesen, zu begreifen, daß die Liebe, die der jugendliche Mann ihr in sel-

tener Treue zehn Jahre lang gewidmet hatte, nicht mehr ausschließlich sein Leben ausfüllen konnte, als das Bedürfnis eines vollen Liebelebens und einer eigenen Häuslichkeit sich mächtig und naturgemäß geltend machte — so hätte sie alles, was sie noch beanspruchen konnte, retten können. Zu erhabenster Versöhnung hätte es ihr werden müssen, dem Dichter, dem Genius, der nicht einer Liebe allein, der einem ganzen Volke, ja der Menschheit angehörte, den Weg zu erleichtern, der seine reiferen Jahre und sein Alter mit häuslichem Frieden und Glück füllen und ihm die Ruhe geben konnte, seine höchsten Aufgaben zu vollziehen. Hatte das Schicksal ihr nicht schon ein einzig hohes Glück gegönnt, die Egeria zu sein, die mit weisem Rat und feiner Sitte die brausende Jugend durch alle Klippen der Brandung hindurchführte und den edelsten Einfluß übte? Die höchste Entsagung ist nicht die christlich asketische, gezwungene Unterwerfung, die meist ein immerwährender innerer Protest bleibt, sondern die klare Erkenntnis des natürlich Notwendigen und die verklärende Erhebung über den persönlichen Schmerz in der reinen Erfüllung des höchsten Opfers. So hätte Charlotte es vielleicht vermocht, des Freundes Wahl auf ein ihm in jeder Beziehung ebenbürtiges Wesen zu lenken, die ihm nicht nur das volle ersehnte Liebesglück bereitet, sondern auch durch ihre gesellschaftliche Stellung alle jene verstimmenden Mißverhältnisse vermieden hätte, die lange auf des Dichters Gemüt lasteten und ihn mit bitterem Unmut füllten. Doch aber muß auch Christiane seiner Liebe nicht unwert gewesen sein. Als sie nach dem Tod von Goethes Mutter in seinem Auftrag nach Frankfurt ging, um den Nachlaß zu ordnen, schrieb Henriette Schloffer von ihr: „Wir haben sie alle herzlich gern und sie fühlt dies mit Dank und Freude, erwidert es auch und war ganz offen und mit dem vollsten Vertrauen gegen alle gesinnt. Ihr äußeres Wesen hat etwas Gemeines, ihr Inneres aber nicht. Sie betrug sich liberal und schön bei der Teilung, bei der sie sich doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines in ihr war. Es freut uns alle, sie zu kennen und über sie nach

Verdienst zu urteilen und sie bei anderen verteidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht.“

Daß Goethe gegen sie edel und treu verfuhr und ihr trotz aller Anfeindung der sogenannten guten Gesellschaft zuletzt, als seine Ehe vor der Welt gesetzlich geschlossen war, den vollen Rang der Hausfrau einräumte, konnte man nicht anders von ihm erwarten. Aber rührend ist es, wie sich die gemüthvolle Seite seiner Natur im Familienleben so voll und warm betätigte; wie er den Sohn liebte, sich an dem Knaben freute und für dessen Entwicklung sorgte; wie tief ihn der Tod der anderen sehr kurzlebigen Kinder schmerzte; alles das zeigt wieder, wie keine Saite der Harmonie des menschlichen Daseins in ihm fehlte und wie berechtigt Wielands Ausspruch war, daß er der menschlichste aller Menschen sei!

Jemehr man in diesen Ausspruch aus vollem Herzen mit einstimmt, desto mehr bleibt dennoch das schmerzliche Bedauern, daß er in die engen Weimarer Verhältnisse zurück mußte, in das gezwungene Hofleben, das ihm innerlich so fremd und antipathisch war und in die von kleinlichen Vorurteilen beherrschte vornehme Gesellschaft, die in ihm immer den bürgerlichen Fremdling sah und ihn um die Gunst seines fürstlichen Freundes beneidete — anstatt in der künstlerischen Freiheit seines italienischen Lebens, heiter und groß, nur den Geboten seines Genius zu leben. Was waren Titel, Adelsdiplome und dergleichen für den, welchem Natur und Kunst den Lorbeer bereiteten, der die Unsterblichen schmückt? Unausprechlich viel Bitteres, sein Gemüth tief Verwundendes wäre ihm erspart geblieben und sicher hätte sich nie die etwas steife Haltung des „Geheimeraths“ bei ihm eingestellt, die man ihm so oft mit spöttischem Lächeln vorgeworfen hat und die wohl eben nur da besonders hervortrat, wo er den Verstandnislosen, den Aufdringlichen und Böswilligen gegenüberstand.

Wenn wir aber hier vor einem Unabänderlichen, Schmerzvollen stehen, so wollen wir uns mit desto tieferem Dank und unverilgbarem Glück zu dem wenden, was trotz allem Fehlen

den geworden ist und den unvergänglichen Besitz unseres geistigen Lebens bildet: zu der einen Episode in Goethes reiferem Leben, die beinahe alles aufwiegt, was sonst sein Weimarer Dasein zu wünschen übrig läßt, nämlich zu seinem Verhältnis zu Schiller, und endlich zu seinen großen vollendeten Werken. Das Verhältnis zu Schiller, so recht aus dem innersten Wesen beider Männer hervorgewachsen, ist das schönste der Art, das nur je ein Volk aufzuweisen gehabt hat. Zwei Dichter, sich ebenbürtig, beide die höchsten Anforderungen an sich und ihre Aufgabe stellend, begegnen sich in neidloser Liebe und im tiefsten gegenseitigen Verständnis und arbeiten nun gleichsam vereint, der eine den andern mit weisem Rat und edler Kritik unterstützend. „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund,“ schreibt Schiller einmal in einem der Briefe aus der köstlichen Sammlung ihres Briefwechsels, als Goethe ihm Bemerkungen über die Anwendung des astrologischen Aberglaubens im Wallenstein macht, die Schiller als durchaus richtig erkennt und danach zum größten Gewinn des Stückes Änderungen einführt. Dann, als Goethe ihm das achte Buch des Wilhelm Meister geschickt hat und nach seinem Urteil verlangt, schreibt er von seinem ersten Eindruck und fügt hinzu: „Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann und das schöne Verhältnis, das zwischen uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt und so in einem höheren Sinne des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.“

Ebenso aber, wie der jüngere Dichter, dem älteren in feuriger Liebe und Verehrung zugetan, dennoch auch mit edler Offenheit seine Bemerkungen über die ihm zugesandten Manuskripte des hohen Freundes ausspricht, so empfängt dieser mit wahrhaft rührender Einfachheit und Dankbarkeit die Hinweise des genialen Kritikers und sucht zufolge derselben Getadeltes und Unvollkommenes zu verbessern. — So antwortet Goethe auf den Brief Schillers, in dem dieser ihm über die erste Lesung des achten Buches von Wilhelm Meister geschrieben: „Herzlich danke ich Ihnen für Ihren erquickenden Brief und für die Mitteilung dessen, was Sie bei dem Roman, besonders bei dem achten Buch empfunden und gedacht. Wenn dieses nach Ihrem Sinn ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen; denn gewiß, ohne unser Verhältniß hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustande bringen können.“ — „Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme und in diesem hohen ästhetischen Fall ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist es doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.“ — Und später einmal schließt er einen Brief an Schiller mit den Worten: „Leben Sie recht wohl, grüßen alles und erhalten mir Ihre so wohl gegründete Freundschaft und Ihre so schön gefühlte Liebe und seien Sie das gleiche von mir überzeugt.“ —

Die reichen Quellen gegenseitiger Belehrung und Förderung, wie sie für die Beteiligten aus diesem Verkehr flossen, kommen auch uns noch zugute und erleuchten immerfort die höchsten Probleme des ästhetischen und sittlichen Lebens, so wie sie uns ein unvergänglich herrliches Beispiel edelster Seelengemeinschaft bleiben, vor dem unsere von so viel Neid, Parteilidenschaft und widrigem Rassenhaß erfüllte Zeit be-

schämt und nachdenklich stehen bleiben und sich fragen sollte, worauf es denn ankommt, um die höchsten Kulturzwecke und ein wahrhaft menschenwürdiges Dasein hervorzubringen. Aber trotz der innigen Genugtuung, mit der ihn diese Freundschaft erfüllt, klingt auch in einigen von diesen Briefen der Schmerz Goethes durch über die Vereitelung eines zweiten Aufenthalts in Italien und das Bewußtsein, wie nur dort noch so manches, was sein Genius ahnend plante, hätte gelingen können. Goethe war eben ganz und gar der Dichter in seiner höchsten Potenz. Ihm war das Unmittelbare der Eindrücke und Stimmungen unwiderleglich nötig zum Schaffen und die Schönheit von außen entwickelte das reine Ebenmaß und die Harmonie der inneren Schöpfung und half sie vollenden. Wer fühlte nicht bei Iphigenie und Tasso den Einfluß der italienischen Umgebung? Wenn wir Iphigenie lesen, so wird uns zumute, wie wenn wir vor einer Statue des Phidias stehen. Es ist dieselbe erhabene Stille der Vollendung, die in sich selbst ruht nach ihrem eigenen, inneren Gesetz, in der alles wie reine Tonwellen zusammenfließt zu vollkommener, fleckenloser Harmonie. Die Stimmung, ein solches Kunstwerk im höchsten ästhetischen und ethischen Sinn zu schaffen, konnte dem Dichter nur der Süden geben. Was tut es, daß auch moderne Töne darin anklingen? Es ist natürlich, war unvermeidlich, stört aber den Hauch antiker Idealität nicht, der über dem ganzen Stück liegt. Wie echt griechisch ist die Heilung des Orest hier motiviert durch das Mißverständnis des Orakels, das wie immer zweierlei Deutungen zuließ. Der delphische Gott verhieß dem Muttermörder Heilung von dem quälenden Bewußtsein seiner Tat, das ihn in Gestalt der Erinnyen verfolgte, wenn er die Schwester heimbringe. Natürlich deutete Orest das auf die Schwester des Gottes und zog aus, das geweihte Bild derselben den Barbaren zu entführen. So fand er ungeahnt die eigene Schwester, deren reine Liebe ihn beruhigte und entführte und so den Sinn des Orakels erfüllte. Ebenso griechisch gedacht ist die himmlisch schöne Versöhnung am Schluß;

nur daß sie hier, wie natürlich, nicht durch die Sendung eines Götterboten geschieht wie bei den Griechen, sondern durch die Macht der reinen, alles besiegenden Güte der vollendeten Seele, welche die wahre göttliche Botin ist.

Wenn man in Italien in den künstlerisch angelegten, durchaus nicht dem planlosen Wuchern der Natur überlassenen Gärten der Renaissancezeit umhergeht, wie kämen einem da nicht Gedanken an Tasso? Wie sähe man nicht mit dem geistigen Auge die feinen, vornehmen Gestalten der gebildeten Gesellschaft von Ferrara, Urbino usw. in geistvollen Gesprächen auf und nieder wandeln? Wie erkannte man nicht in Antonio den an den damaligen glänzenden, intrigenvollen Höfen geschulten, an Zurückhaltung, Vorsicht und Neid gewöhnten klugen Diplomaten, der dem nur vom Genius geadelten armen Mann den Lorbeer nicht gönnt, den schöne Hände ihm auf das Haupt gedrückt? Auch die zwei Frauen, wie sind sie so ganz im schönsten Sinn jenen Frauen der Renaissance ähnlich, einer Isabella d'Este, einer Isotta Malatesta, den geistvollen Herzoginnen von Urbino, u. a. —

Nicht aber wäre es zu fürchten gewesen, daß unter dem Zauber der Eindrücke des Südens dem Dichter sein deutsches Gepräge verloren gegangen wäre. Der, welcher Werther, Götz von Berlichingen, Egmont, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister schreiben und den unvergleichlichen Schatz der Gedichte uns lassen konnte, mußte immer der deutscheste Genius bleiben, der er war. Nur befreit von allen anderen Anforderungen, auch gesundheitlich im besseren Klima mehr geborgen, hätte er die schrankenlose Muße und Freiheit haben müssen, noch unendlich vieles ins Leben zu rufen, dessen Reime in seinem Geist bereit lagen. Vor allem wäre vielleicht hier, unbeirrter von den Zeitverhältnissen und sonstigen widerstrebenden Einflüssen, seine Eugenie fertig geworden, dieses wundervolle Werk, dessen Nichtvollendung wir ewig beklagen müssen. So schon ist es ein nie zu erschöpfender Genuß, dieses Bruchstück zu lesen, wo alle so Vortreffliches sagen

und immer den höchsten Inhalt ihrer Ansicht vorbringen, daß man einem jeden recht geben muß, wie z. B. in dem Gespräch des Herzogs mit dem Weltgeistlichen, Eugeniens mit dem Mönch usw. Was wäre es geworden, wenn wir hier ein vollendetes Bild des Weltganzen, wie es sich in Goethes Geist spiegelte, gehabt hätten und wie es sich gerade unter den gewaltigen Vorgängen, deren Miterlebender er war, gewiß bis zur vollkommensten Realität in ihm entwickelt hatte. Wie wir im Faust das staunenswerteste Bild der Individuation des Willens in der Einzelercheinung haben, so hätten wir in der Eugenie die großartigste Auffassung der sich naturgemäß aus den Tiefen der menschlichen Leidenschaften und Irrtümer heraus entwickelnden Weltgeschichte gehabt. Es ist dies überhaupt etwas, was uns von Goethe fehlt, als ein Ganzes, Ausgesprochenes, wiewohl es gewiß in seinem Geist fertig dastand, bestimmt erfaßt und ihm gewiß geworden. Wir können es uns aus vielen einzelnen Äußerungen ungefähr zusammensetzen, doch sein Dasein leugnen, Goethes große Seele für unempfindlich halten bei dem „Sausen des Webstuhls der Zeit“, wie so viele es tun, ist ebenso töricht wie unzweifelhaft irrig.

Alles Entbehrte aber versöhnend und überragend bleibt uns der vollendete Faust. Den konnte nur ein Deutscher schaffen und nur Deutsche können ihn ganz empfinden; ich sage nicht: verstehen, denn aner kennenswertes Verständnis haben Ausländer durch Übersetzungen bewiesen. *) Aber wie Dante sein Gedicht nur in Italien, wie Shakespeare seine Dramen nur in England, so konnte Goethe seinen Faust nur in Deutschland schaffen. In ihm zieht sich wie ein roter Faden das tiefste Geheimnisvolle in Goethes Natur ihm selbst aus „dem dunklen Drange“ zum Bewußtsein empor. Der titanisch Ringende, qualvoll Suchende, ungestüm Irrende, er erfaßt es endlich, was seiner Seele fehlte, was er sehnend suchte: die Schönheit, die mit der Weihe der Dichtung die

*) Sabatier in Frankreich; Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga in Italien, usw.

Realität des Lebens verklärt und ihn zuletzt im Urbild des
Ewigweiblichen, der Poesie, von allem Vergänglichen, von
Irrtum und Schuld, entsühnend befreit und aufnimmt in das
zum Ereignis gewordne Unvergängliche.

(Goethe-Jahrbuch 1900.)

*

2201526

5788030